

fünfjähriges Herz würde aufhören zu schlagen. Aber er kam zurück nach Hause, müde und überglücklich, mit Sand in den Haaren, und brachte mir einen Lavaklumpen mit.

»Sieh mal, Kleines, das ist unsere Erde, funkelnagelneu«, sagte er und übergab ihn mir, als wäre er zerbrechlich und unendlich kostbar. Ich traute mich kaum, den Lavaklumpen anzufassen, hatte das Gefühl, er würde noch glühen, aber vielleicht war er nur warm von den großen Händen meines Vaters, rotviolett, so groß wie ein Brötchen, ganz rau und erstaunlich leicht. Er hinterließ spitze Körnchen in meiner Handfläche, ich rieb die Partikel und leckte sie mir von den Fingern, als mein Vater nicht hinsah. Sie schmeckten nach Blut.

Jetzt klingelt der Wecker, mein Mann dreht sich auf die andere Seite, streckt den Arm aus und beendet das Harfengedudel. Ich bleibe mit geschlossenen Augen liegen und versuche, die drei Minuten unter der Bettdecke auszukosten, bevor die Tröte aus meinem Handy schmettert.

Wir liegen mit geschlossenen Augen nebeneinander und tun so, als würden wir schlafen. Ich weiß, dass er wach ist, er weiß, dass ich wach bin, so etwas spürt man nach jahrelanger Ehe. Es gibt wesentlich schlimmere Dinge, als nebeneinanderzuliegen und sich schlafend zu stellen.

Dann setzt er sich auf, gähnt und reckt sich, steht auf, öffnet die Tür und geht in den Flur, seine Fersen ploppen auf den weiß gebeizten Eichendielen – wie können Schritte nur so vertraut sein?

Ich öffne erst die Augen, als ich den Strahl in die Kloschüssel prasseln höre, gewöhne mich an die Dunkelheit, strecke dann die Hand aus, nehme das Handy vom Nachttisch und schalte den Wecker aus, kurz bevor er losgeht. 7.02 Uhr, heute ist der 4. März. Laut Wetteramt gibt es Nordostwind mit 8–13 Metern pro Sekunde, überwiegend sonnig, aber im Tagesverlauf bewölkt es sich an der Südküste, es könnte schneien, Temperaturen um den Gefrierpunkt. Wir müssen am Vormittag fliegen, wenn wir etwas sehen wollen. Die Erdbebenserie vor der Reykjanes-Halbinsel dauert an, das Wetteramt hat in der Nacht mehrere Beben über fünf gemessen, sechs Kilometer ostnordöstlich der Insel Eldey.

Ansonsten ein ganz normaler Montagmorgen, ich gehe duschen und öffne danach Salkas Zimmertür. »Aufwachen, Kleines! Aufstehen, Örn!«, rufe ich und klopfe kräftig an die Tür meines Sohnes. Ich drücke die Türklinke runter, aber er hat abgeschlossen, also klopfe ich noch einmal, denn er muss um acht Uhr in der Fabrik sein. Kein Lebenszeichen hinter seiner Zimmertür, aber er ist erwachsen, schon über zwanzig, und muss lernen, für sich selbst verantwortlich zu sein.

Mein Mann und ich wandern durchs Haus, ohne uns zu begegnen, wie Planeten auf unterschiedlichen Umlaufbahnen. Wir teilen uns wortlos die morgendlichen Aufgaben. Er hat die Kaffeemaschine schon eingeschaltet, als ich runterkomme, um Orangen zu pressen und Müsli und Sauermilch rauszustellen. Er hängt die Wäsche auf, ich schmiere Pausenbrote, wir rufen abwechselnd die Kinder und scheuchen sie aus den Betten.

Ein ganz normaler Montagmorgen, in der Küche plärrt das Radio, und ich spitze die Ohren, als um halb acht der Nachrichtenüberblick kommt, aber die Beben vor Reykjanes

werden nicht erwähnt. Sie sind schon alltäglich geworden und zählen nicht mehr zu den Neuigkeiten. Der Nachrichtenüberblick ist zu Ende, die nächsten Nachrichten kommen um acht Uhr, kurze Stille, dann Klaviermusik, melancholische Klänge, Pavane für eine verstorbene Prinzessin. Sanft und traurig und unendlich schön, ein Klagegedicht für ein totes Kind. Ich schließe die Augen, und die unergründliche Schönheit durchflutet mich und unterbricht die morgendliche Routine.

Als mein Mann die Küche betritt, eine Kapsel in die Kaffeemaschine schiebt und auf die Taste drückt, wird die zarte Musik von dem Rattern verschluckt.

»Was?«, fragt er, als er mein Gesicht sieht. »Was habe ich denn gemacht? Stimmt was nicht?«

»Nein, alles gut«, antworte ich und drehe mich weg.

»Na hör mal«, sagt er lachend. »Weinst du etwa? Weinst du beim Radiohören? Was ist mit dir los?«

Ich schüttele nur den Kopf. Er nimmt mich in die Arme, und ich weiß, dass er mich liebt. Wir sind seit über zwanzig Jahren verheiratet.

Er küsst mich und ruft den Kindern einen Abschiedsgruß zu. Der Tag der Abrechnung rückt näher, die Abgabe der Steuererklärungen. Er muss früh zur Arbeit, seinen Mandanten dabei helfen, ihren Besitz und ihre Einkünfte in Sicherheit zu bringen. »Steuerberatung ist Erzählkunst«, sagt er manchmal, und der Satz trifft genau den Punkt und bringt ihm bei Partys immer Gelächter ein. Zurzeit verfasst er von morgens bis spät in die Nacht Geschichten und Märchen für den Fiskus.

Ich klopfe wieder an Örns Zimmertür, und wenn mich nicht alles täuscht, höre ich ihn verdrossen schimpfen. Salka sitzt schon am Küchentisch, als ich runterkomme, verschlafen und mit zerzausten Haaren in einem gelben Sommerkleid und Strumpfhose.

»Guten Morgen, Kleines«, sage ich und gieße Lebertran auf einen Löffel, »du musst dich wärmer anziehen, draußen ist es eiskalt.«

»Mir ist nicht kalt, ich will ein Kleid anziehen«, protestiert sie, schluckt den Lebertran und spült hastig mit Orangensaft nach.

»Ich *möchte*, nicht ich *will*«, korrigiere ich. »Und es ist unvernünftig, sich nicht wettergemäß anzuziehen. Wie nennt man Leute, die sich unvernünftig verhalten?«

»Dummköpfe«, murmelt sie.

»Und sind wir Dummköpfe?«

»Nein, Mama. Aber mir ist trotzdem nicht kalt.«

Sie gießt Sauermilch in eine Schale, rührt wie immer Müsli und neun Blaubeeren hinein und löffelt die Beeren dann nacheinander auf, eine konzentrierte Falte zwischen den Augenbrauen. Sie ist acht und klein für ihr Alter, so als würde sie sich große Mühe geben in ihrer Rolle als Nesthäkchen und versuchen, das Wachstum zu unterdrücken.

Im Flur hallen Schritte, Örn kommt angestapft, wirft einen Blick auf die Küchenuhr und flucht. Er trägt schon seine Arbeitsklamotten, einen himmelblau-orangen Overall mit gelben Reflexstreifen quer über der Brust, die dunklen Haare sind ungekämmt, ein Hauch von Bartstoppeln auf der Oberlippe.

»Guten Morgen, junger Herr, es wird aber auch Zeit. Möchtest du kein Frühstück? Solltest du dich nicht mal rasieren?«

Die übergriffigen Bemerkungen rutschen mir heraus, bevor ich mich bremsen kann. Er schüttelt den Kopf, hat keine Zeit, ist schon zu spät. Er überragt mich, mein hübscher Junge, drückt mir einen pflichtschuldigen Kuss auf die Wange, stibitzt meine Kaffeetasse und trinkt einen großen Schluck, verbrennt sich dabei den Mund und flucht wieder, legt seiner kleinen Schwester die Hand auf den Kopf und zerstrubbelt ihre dunklen Locken, »tschüss, Kleine«, und dann ist er weg. »Fahr vorsichtig!«, rufe ich, als die Tür schon hinter ihm ins Schloss fällt. Sein alter Ford hustet sich in Gang, der Motor dröhnt durch die Straße, wird dann leiser und verstummt.

»Jetzt beeil dich«, sage ich zu Salka. »Musst du nicht noch deine Ratten füttern?«

»Das sind keine Ratten. Das sind Degus.«

»Degus, Ratten mit Puschelschwänzen. Füttere sie noch schnell, bevor wir losfahren.«

»Mama, ich will eine Katze.«

»Ich *möchte*. Was glaubst du, wie deine Ratten das fänden?«

»Ich passe ja auf sie auf.«

»Du hast eine Katzenhaar-Allergie, mein Schatz. Und du musst erst lernen, Verantwortung für deine Degus zu übernehmen und dich um sie zu kümmern. Jetzt beeil dich. Hast du dein Handy, deinen Schlüssel, deinen Kopf?«

Ich spüle die Schalen und Gläser ab, stelle sie in die Spülmaschine, wische über den Küchentisch und schiebe die Stühle an den Tisch. Während Salka sich die Zähne putzt, bürste ich ihre Haare und stecke ihr eine kleine Spange in den Pony, damit er ihr nicht ins Gesicht fällt. Unsere Augen begegnen sich im Spiegel und teilen ein kurzes liebevolles Lächeln. Sie lehnt sich verschlafen an mich und gähnt. Ich bin schon wieder den Tränen nah, weiß wirklich nicht, was mit mir los ist.

»So, Kleines«, sage ich und tätschele ihre Schulter, »nun aber los, jetzt wird nicht mehr herumgetrödelt.«

Zehn Minuten später rollen wir mit dem Benz aus der geheizten Garage. Ich habe kaum noch Zeit, sie zur Schule zu bringen, mache es aber trotzdem, auch wenn ich dann auf dem Weg zur Universität in den morgendlichen Berufsverkehr gerate. Unser Haus liegt verkehrstechnisch eher ungünstig, das ist der Nachteil, wenn man hier am See wohnt, in direkter Waldnähe und mit fantastischer Aussicht auf die Berge der Reykjanes-Halbinsel. Die empfindlichen Wildpflanzen ziehen sich in unseren Garten, Moos, Krähenbeere, Thymian, Veilchen und vereinzelt Weiße Silberwurz. Sie schlafen jetzt unter dem Schnee, die Autolampen werfen kaltes Licht auf den Harsch, aber sie sind noch da und warten auf den Frühling, klammern sich mit den Wurzeln an die Steine.

Mein Mann war so glücklich, als er dieses Haus fand. »Für dich«, sagte er.

»Vergiss es«, entgegnete ich, »das ist viel zu groß und schick.«

Doch er war fest entschlossen, genau das richtige Haus, perfekt für die beste Geowissenschaftlerin des Landes, meinte er.

»Du bist doch verrückt«, protestierte ich, gab dann aber nach. Es reizte mich, am See zu wohnen, umringt von den blauen Bergen, Denkmäler für längst erkaltete Vulkanausbrüche. Hier könnte ich mich wohlfühlen, arbeiten und mich erholen, die Landschaft würde mich ständig inspirieren.

Er behielt recht, das Haus bereitet mir Freude, es macht mich zufrieden, auch wenn ich mir nie hätte vorstellen können, einmal so zu wohnen. So feudal. Das Haus ist geschickt aufgeteilt mit hellen Wohnräumen im oberen Stock mit Rundumblick und einem ruhigen Schlafzimmerflügel im Erdgeschoss im Schutz der Bäume. Als wir nach dem Studium im Ausland zurück nach Island kamen, gehörte uns die Wohnung meines Vaters in der Weststadt. Ich malte mir aus, dass wir uns nach Salkas Geburt etwas vergrößern würden, vielleicht Platz für ein kleines Arbeitszimmer hätten, aber nicht so, ich stellte mir kein solches Schloss vor, und dann auch noch in diesem Stadtteil, einer entlegenen Welt am Rande meines Bewusstseins. Ich wäre kaum überraschter gewesen, wenn er in Australien ein Haus für uns gefunden hätte.

Mein lieber Mann.

Und jetzt sind wir hier, in der Vorstadt, mit all ihren Vor- und Nachteilen. Meine Tochter steigt vor der Schule aus dem Auto und mischt sich unter die anderen Vorstadtkinder, die durch den Eingang strömen, alle in Sicherheit und Überfluss aufgewachsen, oder jedenfalls fast, Auslandsreisen, iPhones und jeden Herbst ein neuer Anorak, drei Autos in den Einfahrten der weitläufigen Einfamilienhäuser, Eltern, die die fette Sahne von der brummenden Schleuder der Marktwirtschaft abschöpfen, vielleicht zu viel Rotwein trinken und manchmal die lallenden Stimmen erheben, aber nicht bei uns zu Hause. Bei uns ist alles in bester Ordnung.

»Tschüss, Mama!«, ruft sie, ohne sich noch einmal umzudrehen. Ich fahre weiter im warmen Dunkel des Wagens, stelle den Klassiksender an und höre Brahms, versuche, mich auf die Aufgaben des Tages vorzubereiten, schwache Erdbeben auf dem Meeresgrund, aber meine Gedanken schweiften ab. Rote Autoscheinwerfer bilden eine lückenlose Kette hinunter in die Stadt, der Verkehr fließt ungewöhnlich langsam, aber es bringt nichts, sich über den Stau zu ärgern, es wäre dumm, Energie daran zu verschwenden. Eigentlich genieße ich diese langen Morgenstunden im Auto sogar, das angenehme Tuckern des Motors und den perfekten Klang des Soundsystems. Alles funktioniert so, wie es soll, alle Angaben und Ziffern auf dem digitalen Armaturenbrett stimmen, der Kaffee im Mitnehmbecher duftet. Meine Aufmerksamkeit driftet zu den Autos um mich herum, das neben mir ist voller Dampfschwaden, der Fahrer saugt gierig an seiner E-Zigarette. Die Frau in dem Wagen davor ist in ihr Handy vertieft und behindert den Verkehrsfluss, sie vergisst, sanft aufs Gaspedal zu treten und das Auto drei, vier Meter weiterrollen zu lassen. In der Schlange hinter ihr kommt spürbare Gereiztheit auf, und das Auto des E-Dampfers gleicht dem Kopf eines wütenden Drachen, der im Begriff ist, tödliches Feuer auf den Wagen vor sich zu speien. Vielleicht haben diese Leute schreckliche Geheimnisse und ihr Leben ist in Auflösung. Vielleicht darf der Dampfer seine Kinder nicht treffen, vielleicht schickt die Frau mit dem Handy

gerade eine Mail an ihren Scheidungsanwalt. Vielleicht muss er eine Gefängnisstrafe für ein schlimmes Verbrechen antreten, vielleicht hat sie eine unheilbare Krebserkrankung. Die Leute kämpfen mit den unglaublichsten Problemen, ohne dass man es ihnen ansieht, fahren trotzdem weiter zur Arbeit, gehen einkaufen und putzen sich die Zähne, obwohl man es verstehen würde, wenn sie den ganzen Tag zusammengekrümmt und vor Angst winselnd im Bett lägen.

Ich schüttelte den Kopf, verwundert über mich selbst, und schalte von Brahms zu den Nachrichten. Das sind einfach schlechte Autofahrer. Es sieht mir gar nicht ähnlich, mir solchen Quatsch vorzustellen, normalerweise halte ich mich an Tatsachen. Genug der Dummheiten.